

Intriga Verlag



DAS ERBE DES SENATORS

**von
Tedje Wind**

DAS ERBE DES SENATORS

Die Handlung

Im ersten Teil der Geschichte wurde berichtet, wie der Elferrats-Vorsitzende und Senatspräsident der Großen Karnevalsgesellschaft von Grönroda, Franz Möller, bei einem nächtlichen Unfall ums Leben kommt. Um sich von den tragischen Ereignissen zu erholen, unternimmt seine Frau Doro eine ausgedehnte Reise nach Namibia. Auf einer Urlaubsfarm lernt sie einen jungen Schwarzen namens Karlheinz kennen, den sie kurzentschlossen in die kleine Stadt am Rande des Bergischen Landes mitbringt. Bei ihrer Rückkehr nach Grönroda nimmt das ganze Dorf lebhaften Anteil an Doros neuem Glück, das aber bald durch perfide Verfügungen im Testament des Senators getrübt wird... Selbstverständlich sind Handlung und Personen frei erfunden, Ähnlichkeiten mit wirklichen Begebenheiten und lebenden oder bereits verstorbenen Personen sind daher rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Der Autor

Tedje Wind wurde 1952 in Husum als einziger Sohn des Krabbenfischers Harm-Krischan Wind und seiner Frau Meta geboren. Nach dem Besuch der Hauke-Haien-Hauptschule durchlief er eine Ausbildung zum Krabbenfischer, um dereinst den väterlichen Kutter zu übernehmen. Schon in frühester Jugend begann er, die ihn umgebende Landschaft und die von ihr geprägten Menschen unter Einbeziehung folkloristischer Elemente in kleinen Geschichten zu beschreiben. Diese Gewohnheit behielt er auch nach seiner Umsiedlung ins tiefe Binnenland bei. Als führender Vertreter des Absurden Realismus (oder realen Absurdismus) konzentriert er seine einfühlsamen Erinnerungs- und Rückschauerzählungen stets darauf, sozialtypische Konflikte der handelnden Personen zu entwickeln und Handlungsmuster und gesellschaftliche Befangenheit seiner Personen deutlich zu machen.

Sedulo curavi humanas actiones non ridere,
non lucere, neque detestari, sed intelligere.

Spinoza

I.

Um Abstand vom grausigen Geschehen und den Aufregungen der vergangenen Tage zu gewinnen, beschloss Doro, eine Reise zu unternehmen. Nach Namibia sollte es gehen, einem lohnenswerten Ziel, wie Freunde, die dort seit vielen Jahren ihre Urlaube verbrachten, begeistert erzählt hatten.

Härry hatte seine Mutter zum Frankfurter Flughafen gebracht. Von dort aus ging es via Johannesburg nach Windhuk, wo sie auf eine Reisegruppe treffen sollte. Nach einer Rundfahrt durch das Land stand ein einwöchiger Aufenthalt auf einer Farm – selbstverständlich mit deutscher Bewirtschaftung – auf dem Programm, und pünktlich nach drei Wochen sollte Härry seine Mutter wieder vom Frankfurter Flughafen abholen. Dort fand Doro ihren Sohn bei ihrer Ankunft einigermaßen überrascht, eigentlich eher ungläubig dreinstierend vor.

Härry hatte schon einige Zeit wartend vor dem Gate verbracht, und die Verspätung des Fluges aus Johannesburg hatte seine Geduld doch deutlich auf die Probe gestellt. Umso erfreuter war er, als er seine Mutter endlich durch den Ausgang schreiten sah, gefolgt von einem jungen Farbigen, der ihre Koffer schob.

„Hallo Härry“, begrüßte sie ihn freudig, „hier dat is dä Karlheinz, den hab’ isch mitgebracht! Dä hat auf dä Farm jearbeitet, wo isch war. Desweijen sprichst dä auch deutsch.“

Härry war platt. „Ich glaub’, ich bin im falschen Film“, dachte er sich. Seine Mutter hatte sich einen Neger aus Afrika mitgebracht. Und unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen gab, er dem jungen Mann artig die Hand, während er ansonsten vollkommen regungslos dastand: „Ich bin dä Härry, hallo!“ stammelte er perplex. „Die Mama hat Dir sicher schon von mir erzählt.“

„Klar“, antwortete Karlheinz strahlend, „ich weiß Bescheid!“

„Un jetz willze Dir Deutschland mal wat ankucken?“ hakte Härry nach. Doch bevor Karlheinz antworten konnte, schuf Doro Klarheit. „Dä bleibt jetz hier“, sagte sie.

„Dä bleibt jetz hier?“, wiederholte Härry fassungslos. „Als wat denn? Als Asylant? Wovon soll dä denn leben?“

„Von wegen Asylant, isch will Dir wat Anderes. Wir lieben uns, deswejen bleibt dä hier“, sagte sie, und ihr Tonfall machte klar, dass sie die Debatte für beendet hielt.

Wortlos wies Härry dem „jungen Glück“ - wie er es bei sich nannte – den Weg zum Parkplatz. Er verstand die Welt nicht mehr, ja er fühlte sich dem Irrsinn nahe, hatte das Gefühl, laut schreiend durch den Flughafen springen zu müssen. Dann aber sagte er sich, dass nicht er es war, der den Verstand verloren hatte.

Nur sehr schwer konnte er sich auf den Verkehr konzentrieren, als er den Wagen über die A3 Richtung Köln lenkte. Nur wenig schnappte er von den bedeutungsvollen Erläuterungen auf, mit der Doro ihren Karlheinz, der sein gesamtes bisherigen Leben auf der Farm in Hermannsdorf verbracht hatte, über Lebensweise, Sitten und Gebräuche in Deutschland aufklärte. Mein Gott, was würde man in Grönroda sagen, wenn seine Mutter dort mit einem Schwarzen auftauchte, der zudem beinahe ihr Sohn sein könnte. Man würde zum Gespött der Menschheit! Und wieder hatte er das Gefühl, als würde sich sein Gehirn krampfhaft zusammenziehen.

Härrys bange Ahnungen hatten ihn nicht getrogen. Die Freude im Schwedenweg über die Rückkehr der Weitgereisten wich sehr schnell einem ungläubigen Schweigen, als diese ihre Pläne verkündete. Hertha Möller, ihre Schwiegermutter, war den Tränen nahe. Wie konnte ihre Schwiegertochter ihnen das antun. Kaum war der Franz unter der Erde, schon hatte sie einen Neuen, dazu noch einen Schwarzen, kaum älter als ihre Enkel! Man würde zum Gespött der Menschen, ein Gedanke, der bei allen, die zu Doros Begrüßung gekommen waren, in den Gehirnen kreiste.

Nur Babsi, Härrys langjährige Freundin, schien Gefallen an dem jungen Mann zu finden. „Mensch, Du hast aber wirklich tolle Haare, Karlheinz“, sagte sie, und befühlte ohne Scheu dessen drahtige Locken. „Da würde ich hier höchsten den Lajos ranlassen, meinen

Chef, weißt Du, ich mach' da nämlich eine Ausbildung zur Coiffeurin. Lajos ist wirklich ein Künstler am Haar.“

Karlheinz hatte die Reserviertheit, die ihm in Doros Haus entgegenschlug, selbstverständlich bemerkt, ohne sie zunächst einordnen zu können. Für gewöhnlich waren die Menschen aus Deutschland, die als Gäste auf die Farm der Familie Schäfer in Hermannsdorp kamen, sehr freundlich zu ihm gewesen, oft großzügig, wenngleich ihre Art, bisweilen mit den schwarzen Bediensteten zu sprechen wie mit Kindern, ihm - gelinde gesagt – seltsam vorkam. Aber, man ging normal miteinander um, auch wenn er und die anderen Schwarzen auf der Farm sich der gesellschaftlichen und kulturellen Schranken, die zwischen ihnen und den Touristen aus Europa bestanden, zumindest rudimentär bewusst waren. Keineswegs neu war es aber nicht, dass allein stehende weiße Damen die erotische Nähe eines schwarzen Boys suchten, vermutlich um auf einfache und günstige Weise Entbehrungen im heimischen Schlafzimmer zu kompensieren. Allerdings war Karlheinz aus seinem Erfahrungsbereich kein Fall bekannt, in dem eine weiße Touristin ihren schwarzen Liebhaber mit nach Europa genommen hätte, ja offensichtlich ernsthafte Absichten hegte.

Karlheinz seinerseits war froh, dem beschaulichen Leben auf der Farm zu entgehen. Zwar hatten Schäfers ihn gewarnt, als er ihnen den Wunsch vortrug, mit Doro nach Deutschland zu gehen. Als er aber darauf bestand, hatten sie ihm keine Steine in den Weg gelegt, ihm sogar noch ein ordentlich bemessenes Handgeld mitgegeben. „Und wenn Du zurückkommen willst, hab' keine Scheu mich anzurufen“, hatte Heinrich Schäfer versichert, „Du kannst jederzeit hierher zurückkehren – nach Hause zu Deinen Wurzeln.“

In der Tat litt er keine Not, die Schäfers sorgten recht ordentlich für ihre Bediensteten. Schon seine Eltern hatten auf der Farm gearbeitet, Vieh versorgt, die Gebäude in Ordnung gehalten, Touristen bedient – alles was eben anfiel. Karlheinz war auf der Farm geboren und aufgewachsen. Seine Eltern hatten ihn nach dem Vater des heutigen Betreibers der Farm, Heinrich Schäfer, Karl – Heinrich kurz Karlheinz genannt. Von den Schäfers hatte er Deutsch gelernt, Lesen und Schreiben, was ihm bei den vielen deutschen Gästen zum Vorteil gereichte.

Aber schon früh war ihm das Leben auf der Farm eintönig vorgekommen. Abwechslung brachten nur die Touristen. Bis nach Hermannsdorf hinein war man zu Fuß fast zwei Stunden unterwegs, mit dem alten Fahrrad, das ihm die Schäfers geschenkt hatten, war es über die Schotterstraßen eine Qual. Manchmal durfte er mit dem Verwalter, Josef, in den kleinen Ort fahren, wenn Vorräte für die Farm zu besorgen waren. Er genoss diese Ausflüge, wenngleich Hermannsdorf natürlich auch wenig Aufregungen für einen Schwarzen seines Alters bot.

Von Deutschland wusste Karlheinz wenig. Seine Vorstellungen beruhten im Wesentlichen auf dem, was die Touristen und bisweilen auch Heinrich Schäfer und seine Frau Hilde erzählt hatten. Einer der Gäste, Dr. Hans - Thilo Weichmann, der schon zu Karl - Heinrich Schäfers Lebzeiten regelmäßig auf die Farm kam, hatte versucht, ihn mit der Geschichte des Landes vertraut zu machen. Bei den Jagdausflügen hatte Weichmann sich stets den jungen Schwarzen als Begleitung ausgewählt und, obschon im tiefsten Inneren von der mangelnden Bildungsfähigkeit der schwarzen Rasse überzeugt, ihn mit seiner Weltsicht vertraut gemacht.

Karlheinz hatte das Meiste davon nicht begriffen. Offensichtlich hatte es in Deutschland einen Krieg gegeben, den – wie Weichmann sich ausdrückte – „der Führer“ nur deswegen verloren hatte, weil er die „Lehren aus Napoleons Niederlage gegen Russland“ nicht gezogen hatte. „Der Zweifrontenkrieg – das war der Fehler“, pflegte er zu betonen. Aber ansonsten hätten damals noch Sitte und Ordnung geherrscht, und die deutsche Frau hätte noch alleine nachts durch den Wald gehen können.

Karlheinz verstand das nicht, wusste weder, wer dieser „Führer“ noch wer Napoleon war, hatte allenfalls in den Erzählungen seines Onkels Hendrik von Jakob Morenga, dem „schwarzen Napoleon“, gehört, ohne sich aber auch dafür näher zu interessieren.

Ob „der Führer“ jener schnauzbärtige Mensch mit der Uniform sei, dessen Bild im Jagdsalon auf der Farm hinge, hatte er gefragt. „Nein“, hatte Weichmann erklärt, dies sei der General von Trotha, der legendäre Chef der deutschen Schutztruppe in Südwest. Der habe vor fast hundert Jahren den marodierenden Viehdieben vom Stamme der Hereros eine Lektion erteilt, und vor seinem entschlossenen Eingreifen seien die Hereros dann in die Wüste geflohen, obwohl sie

ja hätten wissen müssen, dass es dort kein Wasser gäbe. „Tja, mein Lieber, da hieß es, ‚Gefangene werden nicht gemacht!‘“, sagte Weichmann, jetzt selber mit Schneid in der Stimme, „aber selbstverständlich hatten die Schutztruppen den Befehl, bei Frauen und Kindern nur über die Köpfe hinweg zu schießen und sie damit zur Flucht zu bewegen - zurück nach Südafrika zum Engländer, wo sie ja herkamen.“ Dann hatte er hinzugefügt: „Naja, aber Du bist ja zum Glück ein Xhosa.“

Franz Möller sen. unterbrach Karlheinz’ retrospektive Betrachtungen. „Wat willze denn jetzt hier in Deutschland machen, Karlheinz? Wat willze denn arbeiten?“

„Doro sagt, wenn man in Deutschland arbeiten will, findet man auch Arbeit. Mal sehen. Ich habe auf Farm gearbeitet, viele Gäste bedient aus Deutschland und die Tiere in unserem Wildpark gezeigt“, meinte Karlheinz.

„Ja, aber so einfach is dat nidd. Du muss ja ersemal ’ne Arbeitserlaubnis und enne Aufenthaltserlaubnis haben, und dann gibbet bei uns ja noch fünf Millionen Arbeitslose“, wandte Franz Möller sen. mit bedenklicher Miene ein.

Karlheinz sah ihn erstaunt an: „Was ist das: ‚Arbeitslose‘? Hab’ ich nie gehört? Und wieso muss ich eine Erlaubnis haben, wenn ich arbeiten will? Wer muss erlauben? Doro sagt: ‚Alles kein Problem, und wenn keine Arbeit schnell finden, is genug Geld von Franz da – frühere Mann‘.“

Franz Möller sah ein, dass dies ein schwieriger Fall werden würde: „In Deutschland gibbet mehr als fünf Millionen Menschen ohne Arbeit, ohne festen Arbeitsplatz, verstehst Du? Da is et nidd so einfach, Arbeit ze finden.“

„Doro meint, ich finde schon Arbeit – und in Deutschland zahlen gut“, meinte Karlheinz unbekümmert.

„Ja Jung, aber Du darfs doch jarnidd arbeiten in Deutschland ohne Erlaubnis. Die schicken Dich doch widder zerück nach Namibia ohne Aufenthaltserlaubnis“, wandte Franz Möller ein, etwas irritiert, dass seine Einwände den jungen Mann so gar nicht beeindruckten.

Aber Karlheinz lachte nur fröhlich: „Doro sagt“, erklärte er, „wenn wir heiraten, kann mich keiner zurückschicken. Dann bin ich deutsch!“

Dagegen fiel Franz Möller sen. so unmittelbar kein Argument mehr ein. Da wollte man freundlich sein, sich von der menschlichen Seite geben und es im Guten versuchen – und dann so etwas. Abgekocht waren sie, unglaublich abgekocht und mit allen Wassern gewaschen. Dem Neger musste doch klar sein, dass das nicht gut gehen würde.

„Wie heiraten?“, sagte er, nachdem er sich wieder gefasst hatte, „Du hast doch bestimmt schon soon Fräuken oder en paar davon, da unten in Afrika, oder? Bei uns in Deutschland darf man nur eine Frau haben, dat weisse doch wohl, oder? Da is nix mit viele Frauen. Dat is strafbar bei uns.“

„Ich habe keine Frau zu Hause. Ich und Doro, wir lieben uns!“, sagte Karlheinz nur, während er sich Hilfe suchend nach Doro umsah. Aber Hilfe kam von anderer Seite.

„Der Karlheinz kann doch bei den Flegeln mitspielen. Die Neger können doch alle so toll trommeln. Dat wär doch super!“, schlug Babsi vor, die das Gespräch offensichtlich mitverfolgt hatte.

Härry blieb beinahe das Käsebrot in Halse stecken. Das hätte ihm gerade noch gefehlt. Der Neger in seiner Band, wahrscheinlich noch, um ihm die Schau zu stehlen. Nur über seine Leiche.

Die Stimmung entspannte sich aber schnell, als es Doro gelungen war, das Fässchen Kölsch anzustechen, das man zur Feier ihrer Rückkehr besorgt hatte.

„Dat is en Pittermännchen, dat musse Dir merken und dat Bier, wat wir hier trinken, dat is Kölsch“, klärte sie Karlheinz auf. „Leider jibbet dat ja bei Eusch nidd, un anstoßen tut man damit so“, fuhr sie fort, während sie mit dem Boden ihres Glases gegen das Glas des überraschten Karlheinz’ schlug.

„Also“, erhob sie ihre Stimme, „isch drenk’ jetzemaal auf den Karlheinz, dreijmoal vun Hätze ‚Karlheinz‘“ – und tatsächlich riefen alle „Alaaf“. Karlheinz nahm einen kräftigen Schluck. Irgendwie war Deutschland doch anders, als er es sich vorgestellt hatte.

II.

Am anderen Morgen beobachtete Härry erstaunt, dass Karlheinz die goldene Rolex mit den Brillanten trug, die sein Vater hinterlassen hatte. Das durfte doch wohl nicht wahr sein. Da fing seine Mutter bereits an, den Nachlass des Vaters, der ja wohl der ganzen Familie gehörte, an den Neger zu verschenken, ein Ding der Unmöglichkeit, zumal er damit gerechnet hatte, die Uhr so bald wie möglich zu Geld zu machen, das er dringend als Startkapital für die ins Auge gefasste Gründung einer Netzwerkagentur benötigte. Er würde mit seiner Mutter reden müssen.

Die Gelegenheit dazu ergab sich auch schon bald. Härry traf seine Mutter, die in Küche und Wohnzimmer die Spuren der improvisierten Willkommensfeier vom Vorabend beseitigte. Die dargebotenen alkoholischen Getränke hatten dann doch zu einem versöhnlichen und stimmungreichen Ausklang des Abends beigetragen, der Karlheinz einen anschaulichen Eindruck von den Sitten und Gebräuchen im Rheinland verschafft hatte. Zugleich bot seine Anwesenheit dem Kreis die Gelegenheit, sich mit Sitten und Gebräuchen der Schwarzen in Karlheinz' Heimat vertraut zu machen.

Thermidor Knox, ein Nachbar der Möllers, hatte sich Karlheinz als Generalsekretär der „Gesellschaft zur Förderung des Schwarzen Humors in Afrika“ vorgestellt. Sein vordringliches Interesse galt den Ernährungsgewohnheiten der Ureinwohner Afrikas.

„Wir haben mal ein Symposion zur ‚Stellung kirchlicher Emissäre in der afrikanischen Festtagsküche‘ gemacht“, sagte Knox, „aber da sind natürlich viele Fragen zur Zubereitung, Rezeptur, Garzeit etc. offen geblieben. Als ‚native eater‘ müsstest Du da doch Bescheid wissen.“

Karlheinz versprach, bei der Beseitigung aller Wissenslücken behilflich zu sein, obwohl er sich weder unter einem „Symposion“ noch unter „kirchlichen Emissären“ etwas vorstellen konnte.

Auch Franz Möllers Hinweis, dass der gereichte „Ärpelschlaat doch wat Anderes“ sei als der in Afrika üblicherweise verzehrte Hirsebrei, nahm er sehr freundlich auf.

„Wie sagst Du zu Kartoffelsalat?“, wollte er erstaunt wissen, eine Frage, mit der er große Heiterkeit erregte.

„Ärpelschlaat saaren wir hier dafür“, lachte Franz Möller, „Ärpelschlaat, Karlheinz, dat musse Dir merken. Bei ons heijs dat nämlisch alles anders.“

„Ähpölschloa“, repetierte Karlheinz ein wenig unbeholfen. „Das hört sich aber komisch an, wirklich!“

„Ja, dat es aber onser Sproach“, erklärte Franz Möller. „Do jibbet och en Leed, do heijs et ‚In Kölle am Rhing bön isch jebore...Isch hann min Heimatsproach noch nidd verlore‘. Bei Eusch jibbet doch auch Dialekte. Doa versteijht doch och dä eijne Schwatte den angeren nidd, es et nidd esu?“

Zum allseitigen Bedauern konnte Karlheinz nach dem 15 bis 20 Kölsch, einem für ihn ja ungewohnten Genuss, nicht mehr der Aufforderung nachkommen, einen rituellen Fruchtbarkeitstanz aus seiner Heimat vorzuführen, und als man zu vorgerückter Stunde Kannibalenwitze erzählte, war er bereits nicht mehr aufnahmefähig – und dies in jeder Hinsicht.

Den nächsten Morgen verbrachte Karlheinz damit, sich am Pool von seiner ersten Begegnung mit dem Rheinischen Frohsinn zu erholen, während Doro in Küche und Wohnzimmer sowie auf der Terrasse aufräumte. Sie war gerade dabei, die geschliffenen Kristall-Sektschalen zu spülen, als Harry sie ansprach.

„Saaremal, isch hab’ jesehen, dat dä Karlheinz jetz all’ die Rolex vum Papa trääsch. Die wollt’ isch aber doch haben!“, sagte er.

Allerdings ließ Doro kein Unrechtsbewusstsein erkennen: „Isch find’“, antwortete sie, „dat so Gold auf der dunkelbraunen Haut von den Schwarzen immer ganz toll zur Wirkung kommt. Dat sieht doch unheimlich prima aus!“

„Prima – ich gaub’ ich spinne! Du kanns’ doch nidd einfach die Sachen vum Papa verschenken, da ham wir auch noch wat mitzereden.“

„Mitreden – seit wann dat denn?“ ließ Doro sich nicht beirren. „Solange dat Testament nidd eröffnet is’, bestimm’ isch über die Sachen, dat jlaubse doch wohl!“

„Un wat machse, wenn im Testament wat Anderes steht“, fragte Härry. „Willse dem die Uhr dann widder abnehmen? Jedenfalls kannse nidd einfach dat Erbe vum Papa verschenken, weil et Dir nämlisch jarnidd jehört.“

„Jetzt sei doch niddesu kleinlich, mein Jott!“, empörte sich Doro. „Du wirs’ schon noch jenuch kriejen. Also lass misch in Ruhe mit der Uhr. Die kritt dä Karlheinz on damit basta!“

Harry sah ein, dass die Verhandlung mit seiner Mutter zum gegenwärtigen Zeitpunkt keinen guten Ausgang nehmen würde, und beschloss, das Gespräch zu einem geeigneteren Zeitpunkt fortzusetzen, zumal ja auch die Testamentseröffnung Klarheit über die Dispositionen des Senators schaffen würde.

III.

Dann endlich kam jener Tag, auf den Härry so sehnlich gewartet hatte, der Tag der Testamentseröffnung. Dass ihm die goldene Rolex mit den Brillanten zufallen wurde, daran bestand für ihn nicht der geringste Zweifel, schließlich war er der ältere der beiden Söhne und somit von Natur aus prädestiniert, das Prunkstück zu erben. Jeder andere Gedanke erschien ihm vollkommen absurd.

Die Verfügungen seines Vaters hielten nicht nur für ihn eine bittere Enttäuschung bereit. Auch bei den anderen Familienmitgliedern herrschten Empörung und Abscheu vor, als der Notar den Letzten Willen des verbliebenen Senators vorgetragen hatte. Soviel Niedertracht und moralische Verderbtheit hatte ihm keiner zugetraut.

Tatsächlich hatte Franz Möller sein gesamtes bewegliches und unbewegliches Vermögen – soweit dem nicht gesetzliche Mindestansprüche entgegenstanden – seiner Geliebten, Daniela Bach, vermacht. Perfiderweise hatte er sich unmittelbar vor Abfassung des beglaubigten Testaments seine vollkommene Zurechnungsfähigkeit ärztlich attestieren lassen.

„Frau Möller, ich kann Ihren Zorn durchaus nachvollziehen“, meinte Notar Dr. Muhs, in dessen Kanzlei in der Kratzenbuscher Straße das denkwürdige Ereignis stattfand, einfühlsam. „Aber ich habe die Verfügungen meiner Mandanten nicht moralisch zu bewerten, sondern

berate nur hinsichtlich der rechtlichen Implikationen. Ansonsten muss ich beurkunden, was mir als Letzter Wille kundgetan wird, sei es unter moralischen Aspekten auch noch so fragwürdig – und für die nächsten Angehörigen auch noch so bitter“, fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„Bitter, genau das ist es“, dachte sich vor allem Härry, der gehofft hatte, mit dem väterlichen Erbe endlich den Lebensstil finanzieren zu können, der ihm einzig angemessen erschien und für den die gelegentlichen Zuwendungen der Großmutter schon lange nicht mehr reichten. Eigens erwähnt hatte sein Vater sogar die goldene Rolex, die nun auch der „Konkubine“ seines alten Herren zufallen sollte.

„Wie gesagt, das Testament ist in der Welt“, hub Dr. Muhs erneut an, um das sprachlose Entsetzen zu überbrücken, „daran lässt sich nun nichts mehr ändern, d.h. die Dinge werden ihren Lauf nehmen.“

„Wie meinen Sie das?“, fragte Doro jetzt, die immer noch ausdruckslos und immer noch verstört.

„Nun, es ist eine Testamentsvollstreckung angeordnet. Wir werden also den Nachlass Ihres Mannes erfassen und – soweit dies nicht schon im Testament im Einzelnen bestimmt ist – den Erben zuordnen.“

„Das heißt, wir müssen die ganzen Sachen dann seiner Freundin ausliefern, die goldene Rolex mit den Brillanten und so?“, hakte Doro nach.

„Ja, da führt wohl kein Weg dran vorbei, Frau Möller!“, sagte Muhs bestimmt.

„Aber wie steh’ ich denn dann vor den Leuten da? Der würden ja dann die Konten und Aktien und was der Franz sonst noch so hatte, gehören. Dabei hat er ihr doch schon vor seinem Tod reichlich Geld gegeben. Schließlich wurde da ja noch ein Barscheck eingelöst über 2000 Euro.“ Doro war verzweifelt wie selten zuvor in ihrem Leben.

„Ich sagte ja, wir müssen so verfahren.“ Dr. Muhs zog die Schultern hoch. „Es sei denn, Sie wollen das Testament anfechten – aber da legen die Gerichte sehr hohe Maßstäbe an. Sie können ja mal einen Anwalt konsultieren, aber lassen Sie sich nicht zu einem Prozess

überreden, an dem am Ende nur der Anwalt verdient. Immerhin wusste Ihr Mann, was er tat.“

„Na, ob der dat immer so genau jewusst hat, da will isch mal lieber nix zu saaren, aber isch werd’ mal die Anwälte hier im Haus, Sprudel & Sprudel, fraaren“, sagte Doro. Sischer wär sischer.

„Tun Sie das, die Kollegen werden Sie sicher klug beraten“, meinte Muhs beschwichtigend, während er aufstand, um das Gespräch zu beenden. Er öffnete Doro die Tür. „Frau Möller, die jungen Herren, wir hören sicher in den nächsten Tagen noch voneinander. Alles Gute!“

„Ja, vielen Dank, Herr Dr. Muhs, wenn et ja auch nidd jrade jute Nachrichten waren, die Sie für uns hatten“, sagte Doro resignativ.

„Tja, das kommt vor, aber ich bin ja nur der Überbringer der Botschaft. Nochmals, alles Gute!“ Dr. Muhs schloss die Tür hinter seinen Besuchern.

IV.

Babsi hatte im Möller’schen Haus die Rückkehr von Doro, Frieder und Harry von der Testamentseröffnung erwartet. Das heißt, eigentlich wollte sie deren garantierte Abwesenheit nutzen, um einmal ungestört Karlheinz näher in Augenschein zu nehmen. Karlheinz war äußerst erstaunt, als Babsi, unmittelbar nachdem die drei Möllers ausgerückt waren, im Schwedenweg auftauchte.

„Hi, Karlheinz“, rief sie ihm fröhlich zu, als sie die Terrasse betrat, auf der der Angesprochene in der Sonne lag. „Ich hab’ heut’ meinen freien Tag. Da wollte ich hier mich ein bisschen am Pool sonnen, bis die anderen zurückkommen“.

„Die sind aber gerade erst weg“, meinte Karlheinz. „Doro hat gesagt, das könnte etwas länger dauern.“ „Ach, das macht ja nichts, dann machen wir es uns hier ein bisschen nett, was meinst Du?“, schlug Babsi vor. „Ich hol’ mir auch so eine Matte!“

Babsi hatte sich im Haus ihren Bikini angezogen, Matte und Handtuch breitete sie neben Karlheinz aus. „Sag’ mal, Karlheinz“, sagte sie,

„können Schwarze wie Du eigentlich auch einen Sonnenbrand bekommen?“

„Wieso meinst Du?“, fragte Karlheinz erstaunt.

„Naja, ich denke, Ihr lebt doch in Afrika, und da ist immer viel Sonne. Und schließlich habt ihr ja nicht umsonst diese schöne braune Haut. Ich dagegen bin ja ganz bleich und käsig!“, erklärte Babsi ihr Problem, während sie an sich herabblickte.

„Wenn es geht, gehen wir auch nicht in die Sonne. Das ist doch viel zu heiß. Aber Sonnenbrand können wir selbstverständlich auch bekommen“, sagte Karlheinz.

„Apropos Sonnenbrand“, meinte Babsi jetzt, „Du könntest mir mal den Rücken eincremen. Du hast doch sicher nichts dagegen, wenn ich mein Oberteil ausziehe. Du musst das ja gewohnt sein. Bei euch in Afrika laufen die Frauen ja auch alle oben ohne herum.“

Karlheinz ersparte sich eine Richtigstellung, zumal Babsi sich blitzschnell ihres Oberteils entledigt und sich bäuchlings auf dem Handtuch ausgestreckt hatte.

„Los, fang schon an“, forderte sie ihn auf, und Karlheinz blieb nichts anderes übrig, als ihrem Wunsch zu folgen. Während er noch dabei war, die Lotion einzumassieren, drehte sie sich plötzlich auf den Rücken. „Jetzt cremst Du mich auch hier ein“, sagte sie lächelnd, ergriff seine Hand und strich mit ihr über ihren Busen.

Karlheinz war zunächst fest entschlossen, sich nicht von Babsi verführen zu lassen, deren Absichten ihm ja nicht verborgen geblieben waren. Aber als er ihre festen, weißen Brüste und ihre Erregung unter seinen Händen spürte, war es um seinen guten Vorsatz geschehen. Beherzt griff er zu. „Lass uns ins Haus gehen“, sagte Babsi, und kaum hatten sie die Schwelle zum Wohnzimmer überschritten, fielen sie gnadenlos übereinander her.

Als sie wieder einigermaßen zu Atem gekommen waren, lachte Babsi ihn an: „Mensch, Karlheinz, toll war das! Einfach super! Das musst Du jetzt jede Woche mindestens einmal mit mir machen, sonst erzähle ich Doro, Du hättest mich vergewaltigt.“

Karlheinz sagte der Begriff „vergewaltigen“ wenig, aber er ahnte, dass eine solche Mitteilung an Doro seine Position im Hause Möller gefährden würde. „Ich mache das mit Dir“, versprach er, zumal er die heftige und lustvolle Eruption durchaus genossen hatte.

„Weißt Du, Doro – das ist in Zukunft die Pflicht für Dich, und ich, ich bin die Kür“, flüsterte sie ihm ins Ohr.

Auch unter „Pflicht“ und „Kür“ konnte sich Karlheinz wenig vorstellen, aber die Perspektive, es in Zukunft regelmäßig mit Babsi zu treiben, hatte für ihn durchaus ihren Reiz. Schließlich war die junge Frau um einiges attraktiver als die in die Jahre gekommene Doro. Und nicht zuletzt konnte er auf diese Weise auch diesem aufgeblasenen Affen eins auszuwischen.

Dann erschien es ihnen an der Zeit, sich wieder anzuziehen.

V.

Soviel unzweckmäßige Hast wäre allerdings gar nicht erforderlich gewesen, denn bis zur Rückkehr der Möllers sollte es noch eine Weile dauern. Zeit, die Babsi für weiterführende, ethnologische Studien nutzte.

„Sag’ mal, ist es eigentlich ein großer Unterschied mit einer weißen oder einer schwarzen Frau?“ wollte sie wissen, während sie mit den Fingern durch Karlheinz’ dichtes, lockiges Haar fuhr.

„Was heißt hier Unterschied?“, meinte Karlheinz nachdenklich. „Klar, Du hast einfach eine helle Haut – und Du riechst einfach anders. Aber sonst? Wobei ich sagen muss“, fügte er schnell hinzu, „dass Du toll bist. Unglaublich! Es macht einfach Riesenspaß mit Dir.“

„Und wie ist es mit Doro?“

„Oh, Mann! Doro ist viel älter als Du. Das kann man doch nicht vergleichen!“

„Ich meine ja nur: Wie ist sie so im Bett?“, insistierte sie. Eine Hartnäckigkeit, die ihr allerdings wenig nützte, denn Geräusche an der Haustür ließen es angezeigt erscheinen, das Thema zu wechseln.

„Mein Gott, was ist passiert?“, fragte Babsi, als sie den Ausdruck in Doros und Härrys versteinerte Mienen sah. Es musste ersichtlich zu einer Katastrophe gekommen sein.

„Dä Franz hat alles der Daniela vermacht“, sagte Doro nur kurz, wieder den Tränen nahe.

Babsi war platt: „Wie der Daniela? Ja, dat dä dat darf?“

„Wat heiß hier ‚Dat dä dat darf?’ Dä darf dat! Saacht jedenfalls dä Notar!“

„Ja, aber dat jeht doch jar nidd! Jibbet da nidd sowat wie ennen Pflischtteil, hab’ isch mal jehört!“

„Ja, sischer jibbet dat! Aber den haben wir praktisch damit, dat wir – dä Frieder, dä Härry on isch, die Hälfte vum Haus kriejen, die dem Franz jehüürt häd“, erläuterte Doro die Details. „Alles andere kritt die Andere.“

„Aber da müsst ihr doch wat tuen. Dat könnt ihr doch nidd zulassen!“, empörte sich Babsi. „Dä spinnt doch, dä Franz!“

„Nix da, dä häd sisch auch noch sinnen Jeisteszustand attestieren lassen vor dem Testament. Da läuf nix – meint Dr. Muhs! Aber vielleicht weiß ja bei Sprudel & Sprudel jemand Rat. Isch lass et jedenfalls mal prüfen“, sagte Doro jetzt wieder etwas kämpferischer.

Karlheinz hatte erst mit einiger Verzögerung begriffen, was geschehen sein musste. „Wat is mit der Kohle?“, fragte er irritiert.

„Nix is mit der Kohle. Kritt alles seine Freundin“, entgegnete Härry wütend.

„Aber Doro und ich, wir wollten doch mit dem Geld die Boutique mit afrikanischem Schmuck und Kunsthandwerk aufmachen“, sagte Karlheinz fassungslos.

Härry konnte seine Schadenfreude nicht ganz verbergen: „Deine Ethno-Boutique, die kannse Dir abschminken, mein Lieber“, sagte er mit süffisantem Grinsen.

„Aber wat soll ich dann hier machen?“, meinte Karlheinz, ein wenig verzweifelt, und bevor Härry eine neue Gemeinheit platzieren konnte, griff Doro beschwichtigend ein: „Wir werden schon wat für Dich finden, mach Dir da mal keine Sorgen!“, sagte sie.

„Du könntest Karlheinz doch als Bademeister hier für den Pool einstellen, Doro“, schlug Babsi nun vor. „So mit 'ner weißen Hose und weißem Poloshirt, die goldene Rolex – Mensch, da sieht dä doch rischtisch super aus, und dat hat auch nidd jeder hier. Da komm' ich auch mal öfter zum Baden“, fügte sie mit viel sagenden Blick, sehr zu Härrys Unwillen, hinzu.

„Die goldene Rolex krischt auch die Daniela, steht extra im Testament“, knurrte Härry hämisch.

„Wat soll dat heißen? Kriegt die meine Uhr“, fragte Karlheinz verstört.

„So is et“, meinte Doro nur.

„Aber das geht doch gar nicht. Die hast Du mir geschenkt.“

„Tja, Karlheinz, wat fott is, is fott, saacht man bei uns. Rheinisches Grundgesetz. Abber isch kauf' Dir enne Neue“, versrach Doro, eine Perspektive, die Karlheinz einigermaßen beruhigte. „Abber isch werd ersemal bei Sprudel & Sprudel anrufen, um 'nen Termin auszumachen. Mal sehen, wat die saaren.“

VI.

Die Miene von Frau Sprudel verriet Besorgnis. „Frau Möller“, sagte sie ernst, „nach allem, was Sie mir erzählt haben, denke ich, wir haben nur eine Chance das Testament anzufechten, wenn wir nachweisen können, dass es sittenwidrig ist, also Ihr Mann den Nachlass Frau Bach sozusagen überlassen hat als Entgelt für die Gewährung von Beischlaf!“

„Soviel Jeld förret Bumsen. So jut kann die jar nidd sein im Bett. Da fraaren Sie mal die anderen vom Senat. Dat Janze hat niddemal en Jahr jedauert. Selbst wenn er se dreimal am Tach jepimpert hätte, wär dat doch en Heidenjeld. On dreimal am Tach hat dä doch suwiesu nidd jeschafft, schon lang nidd mehr...“

„Frau Möller, ich glaube, für das Gericht müssen wir gar nicht so sehr in die Details gehen, so interessant sie auch im Einzelnen sein mögen. Aber wir müssten eben nachweisen, dass er ihr das Vermögen aus diesem Grund hinterlassen hat.“

Doro zeigte sich ein wenig ratlos. „Nachweisen, nachweisen, ja wie dann? Und wenn et wirklich nur dadrum jejangen wär – dat hätt er doch auch von mir haben können. Dafür soviel Jeld. Da wär et doch im „Pascha“ billiger oder wo er sonst mit seinen Jeschäftsfreunden immer hin is.“

„Wenn wir vor Gericht Erfolg haben wollen, dann müssten wir schon Tatsachen vorbringen können, die den Schluss zulassen, dass das Testament Ihres Mannes sittenwidrig ist“, betonte Frau Sprudel.

„Und dann, meinen Sie, krichte die dat Jeld nidd?“, fragte Doro hellwach und interessiert.

„Eine Garantie dafür, liebe Frau Möller, gibt es natürlich nicht“, meinte Frau Sprudel. „Sie wissen, vor Gericht und auf hoher See sind wir in Gottes Hand. Aber einer meiner Universitätslehrer hat früher immer gesagt: ‚Wir könnten mal versuchen, so zu argumentieren.‘ Vielleicht schließt sich das Gericht ja unserer Rechtsauffassung an.“

„Vielleicht aber auch nidd – und dann?“ fragte Doro.

„Das müssten wir dann sehen. Möglicherweise könnte es sinnvoll sein, den Rechtsweg weiter zu gehen oder auch nicht, je nachdem!“

„Un wat koss dat?“

„Nun, bei dem beträchtlichen Streitwert ist das natürlich nicht ganz billig. Aber, wenn wir Erfolg haben, müssen die Kosten eines Rechtsstreits ja von der Gegenseite getragen werden“, klärte Frau Sprudel ihre Mandantin auf.

„Dat heijs, die muss dat dann bezahlen“, bohrte Doro nach.

„Die Gegenseite müsste dann die Kosten des Rechtsstreites übernehmen, das ist normalerweise so. Natürlich nur, wenn wir mit der Klage Erfolg haben, das ist klar!“

„Also eijentlich müssten die Rischter dat ja sehen, dat man sowat nidd machen kann, meinen Se nidd auch. Isch jlaub, wir sollten et mal machen“, meinte Doro jetzt entschlossen. „Isch jönn der dat nidd. Ers macht se mir meinen Mann abspensdisch un dann will se auch noch unser Jeld als Lohn für jewährten Beischlaf. Dat es joot!“

„Dann werde ich einen entsprechenden Schriftsatz entwerfen. Sie erhalten von mir den Entwurf und dann sprechen wir noch einmal darüber“, beendete Frau Sprudel die Unterhaltung. „Ich werde in der Zwischenzeit noch einmal nachforschen, wie in ähnlich gelagerten Fällen entschieden worden ist. Aber das Ganze riecht natürlich nach Sittenwidrigkeit.“

Sie stand auf, um Doro zur Tür zu begleiten. Sie streckte ihr die rechte Hand hin. „Frau Möller, wir hören voneinander.“ „Ja, wir hören voneinander. Bis dann also! Auf Wiedersehen!“ „Auf Wiedersehen, Frau Möller“, sagte die Anwältin und schloss die Tür hinter Doro.

VII.

Natürlich nahm das gesamte Dorf lebhaften Anteil an Doros neuem Glück, aber auch an dem widerwärtigen Schicksalschlag, der sie mit dem Testament ihres Gatten getroffen hatte. Für die zuverlässige Verbreitung der Nachrichten hatte wie so häufig Alessa Pfeiffer gesorgt. Fürsorglich hatte sie sich zunächst telefonisch nach dem Wohlergehen der Weitgereisten erkundigt, kaum dass diese nach ihrer Rückkehr das Haus im Schwedenweg betreten hatte. Dann hielt Alessa nichts mehr am heimischen Herd. Sofort war sie zu dem Empfangskomitee gestoßen, das sich in Haus Nr. 5 versammelt hatte. „Och, dat is abber schön, da freu'ich mich abber für Dich“, hatte sie Doro gesagt. „Dat Du so schnell wat Neues gefunden has, dat hätt' ich ja nich gedacht! Un für den Karlheinz is dat doch auch bestimmt prima, dat dä jetz mal wat Anderes sieht. Jedenfalls freu ich mich für Euch, ehrlich...“

Diese emphatische Anteilnahme klang allerdings ein wenig verhaltener, als sie kurz darauf Claudia, der Nachbarin aus Haus 11, die Nachricht übermittelte „Hör mal, die spinnt doch, sich da einen Nejer aus Afrika mitzubringen, als ob wir davon nich schon genuch in Deutschland hätten. Und dann is der 20 Jahre jünger, hat am Ende noch Ätts, wat die ja da unten alle haben. Also jedenfalls, ich hab mir sofort die Hände gewaschen, nachdem ich den anjepackt hatte. Abber Deutsch spricht er jut, dat muss man saaren, un essen tut er auch manierlich, also wirklich. Abber, isch weijs et nidd, bringt die sich da sonnen Nejer mit... Und dann ja, kaum is der Franz unter der Erde, hat die schon nen Neuen. Okay, dat mit dem Franz war ja schon lange nix mehr, abber trotzdem.“

Und es entspann sich ein munteres Gespräch, in dessen Verlauf sich das Unverständnis über die Nachbarin exponentiell zu steigern schien. „Also, ich lass mich da jedenfalls nich mehr blicken“, stellte Alessa fest. „Das glaubst Du doch wohl!“ setzte sie entschlossen hinzu. Natürlich glaubte Claudia gar nichts, im Gegenteil: Sie war sich sicher, dass Alessa ihre Neugier überhaupt nicht würde bezwingen können und schon aus diesem Grunde ständig bei Doro auf dem Sofa hocken würde. Aber selbstverständlich stimmte sie ihr zu. „Wir ja sowieso nicht!“, meinte sie. Dann beendete man die Unterhaltung mit dem Versprechen, sich auf dem Laufenden zu halten, sobald man Neues erführe.

Beim Kantner, wie man die Ratsstube für gewöhnlich nannte, pflegte Hermann Preuss seit dem Tod seiner Frau regelmäßig sein Mittagessen einzunehmen. Und selbstverständlich kam auch er bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit auf das Thema Nr. 1 zu sprechen.

Er schien fassungslos: „Die hätte misch haben können, un da bringt die sich sonnen Schwatten mit, verstehse dat, Hartmut?“

„Tja, Hermann, Jeschmäcker sin halt verschieden“, meinte Hartmut Kantner diplomatisch, „on dann soll ja der Nejer untenerum besonders stark jebaut sein, heijs et!“, fügte er verschmitzt hinzu, nicht ahnend, was er damit auslöste.

„Wat heijs hier ‚Stark jebaut sein‘?“ empörte sich Hermann. „Weijs wat fröher loss woar, wenn isch losjezogen ben? Doa han isch abber, wenn et seijn moas, eijn Vrau 15 moal hinterenander jepoppt. On och

heut' kann isch noch jede Vrau jlöcklich machen, dat jlöavse misch doch wall. Meinze isch kann dat nidd mehr? 15 mal hinterenander..."

„Hermann, hör auf“, fiel Kantner ihm ins Wort. „Wir kennen die Geschichte. On soviel Aufreijung is nid jut för Dein Herz. Jetz bisse 83 un solls an watt Anderes denken on nidd an die Frauen.“

Aber Hermann wollte an nichts Anderes denken. Immer und immer wieder machte er seinem Unverständnis Luft und wartete mit den Details seiner Leistungsfähigkeit und seiner Leistungsbereitschaft auf, die allerdings allen Stammgästen im Lokal bereits von früheren Gelegenheiten her hinlänglich bekannt waren.

Auch am Stammtisch wollte man die Ereignisse natürlich nicht unkommentiert lassen. Natürlich wurde über die physiologischen Besonderheiten, die man bei Karlheinz vermutete musste, spekuliert. Rudi Volticke hatte das Wort: „Steht dä Polier op der Baustelle boven obbem Jerüst, als ongen en Nejer an die Wand pinkelt. Schreit dä Polier: ‚Heij wäd äbber nix jestohle!‘ Sägt dä Nejer: ‚Isch nix stehle, ählich!‘ Sägt dä Polier: ‚On wat is mit dä Dachpappenrolle, die do en der Hand häs...‘“

„Nä, dat die dat nödisch häd“, sinnierte Schorsch Meisel, der als Bauer mit Franz Möller im Dreigestirn die Session 1995 bestritten hatte.

„Tja, da kanns do sowiesu nidd mehr mödhalde?“, meinte Volticke trocken. „Wiesu dat dann?“, wollte Meisel fast schon ein wenig kiebig wissen, da er – nicht zu unrecht - eine unbotmäßige Anspielung auf seine Figur vermutete.

„Luer Disch ens aan, leeve Jong“, meinte Volticke nun, „Do kanns doch en dä Spiejeleier Club eintreten.“

„Dä Spiejeleier Club – wat sull dat dann sin?“, fragte Meisel erstaunt.

„Dat sin die, die ihre Eier bloß noch möd ennem Spiegel aanluere künne“, klärte Volticke das Opfer seines Spotts auf.

„Do bös en blöder Hond“, gab der abwinkend zurück. „Dat moss isch mir doch nid saare losse vunn jemand, der ze blöd es, sin Fondü ze bediene“, sagte er mit Bezug auf einen stadtbekannten Silvesterunfall,

bei dem Volticke, selbstverständlich unabsichtlich, aber dennoch höchst wirksam seine Frau flambiert hatte.

„Loss misch bloß med däm aalde Quatsch zefredde“, regte sich jetzt Volticke auf, denn die Geschichte hatte seinerzeit für nicht geringen Spott in Grönroda gesorgt, zumal er sich auch noch medienwirksam mit Vorwürfen gegen einen hilfreichen Automobilclub und die medizinische Versorgung in Szene gesetzt und damit die Heiterkeit im Dorf erst richtig angeheizt hatte.

„Leev Lückscher, jetz verdrachd üsch doch“, warf Rolf Hermann gütig ein, der befürchtete, die Neckereien könnten in ernsthafte Auseinandersetzungen ausarten. Aber dergleichen Befürchtungen waren in diesem Kreis eigentlich müßig. Man kannte sich, man half sich und wusste im Übrigen, was man voneinander zu halten hatte.

Man kam aufs Thema zurück. „Isch versteh dat nidd“, seufzte Schorsch Meisel zum wiederholten Male. „Wenn et ihr nur um dat Eine jeht, dat hätte so doch auch anders haben können!“

„Joh“, warf Hubert Schuster ein, „vummmumm Hermamamann Preuss, 15 momomoal am Daach, vununun füführe on vunun hehenge!“

„Och, do Jeck“, lachte Rolf Hermann, „loss dä ahle Käl doch schwaade. Et es abber och werklisch net ze verstonn.“

Nein, das Unverständnis herrschte allenthalben vor, gemischt mit ungläubigem Staunen, und man sah die Dorfbewohner kopfschüttelt dastehen, sobald die Rede auf „das Thema“ kam, das phantasievollen Ausgestaltungen selbstverständlich keinerlei Grenze setzte. Dies umso mehr, als auf hinlänglich bekannten Nachrichtenwegen Einzelheiten der Testamentsgestaltung des Senators an die Öffentlichkeit drangen. Besonders aber wurde die Phantasie der Menschen beflügelt, als vage Andeutungen die Runde machten, dass nicht nur Doro von den physiologischen Vorzügen des Negers profitieren würde. Aber eigenartigerweise machten die Gerüchte um die Betroffenen zunächst einen weiten Bogen.

VIII.

Babsi hatte sich alle Mühe gegeben, die regelmäßigen Schäferstündchen mit Karlheinz geschickt zu tarnen. Bald schon wagte sie nicht mehr, die Zeit zu nutzen, in denen sie Karlheinz allein im Schwedenweg währte, da sie die Beobachtungsgabe und den Argwohn der Nachbarn, vor allem aber einer Nachbarin, zu genau kannte. Also organisierte sie Treffen an ihren freien Tagen, in denen sie Karlheinz zu sich bestellte, während ihre Mutter ihrem Job nachging. Bisweilen ließ sie sich aber auch von einer eingeweihten Freundin den Schlüssel zu deren Appartement geben.

Das alles ging eine ganze Weile gut, sehr gut sogar, wie Babsi fand, und auch Karlheinz wusste Babsis Qualitäten zu schätzen, zumal die Begegnungen mit ihr seinem Temperament mehr entsprachen als die entsprechenden Interaktionen mit Doro.

Es war nicht einmal mangelnde Vorsicht, es war schlicht der reine Zufall, der Karlheinz und Babsi in den Verdacht brachte, ihr Verhältnis könne die geziemenden Grenzen überschreiten. Kein Mensch weiß heute mehr, wieso ausgerechnet Daniela Bach des Weges kommen musste, als Karlheinz und Babsi sich gerade aus dem Haus schleichen wollten, in dem Babsis Freundin Vera ihre Wohnung hatte.

Nicht eine Sekunde befiel Daniela über den Charakter des Treffens auch nur den Hauch eines Zweifels, und Babsis Gestotter und ihr puterrotes Gesicht bestätigten sie umgehend.

„Hallo, Babsi“, hatte sie gesagt, „wie is et?“, und sofort war Babsi die Röte ins Gesicht geschossen.

„Aha, ertappt“, dachte sich Daniela.

„Und selbst“, stotterte Babsi völlig verunsichert.

„Ja, jut – und bei Dir zehaus?“

„Auch alles bestens“, erwiderte Babsi, der die Begegnung mit jedem Wort unangenehmer wurde.

Aber Daniela ließ nicht nach, Babsi weiter auf die Folter zu spannen: „Un wat macht die Lehre. Ich hab’ jehört, Du has bei Lajos anfangen?“

„Ja, super, der Mann is super, ein Künstler am Haar! Aber ich muss jetzt weiter, Daniela. Also, tschöö, bis dann!“

Aber Danielas Wissensdurst war noch nicht gestillt: „Dieser junge Mann is wohl dä Karlheinz? Hab’ ich schon viel von jehört!“ fragte sie und streckte dem Genannten freundlich die Hand hin.

„Ja, dat is dä Karlheinz“, bestätigte Babsi jetzt sichtlich genervt und schob Karlheinz vorwärts. „Jetzt müssen wir aber wirklich gehen. Also noch mal, bis dann.“

„Ja, tschöö, Ihr beiden, bis dann mal. Und ennen schönen Tach noch!“, rief Daniela den beiden ins sich hinein schmunzelnd hinterher. „Da, schau her“, dachte sie sich, „treibt dieses kleine Luder es jetzt schon mit Doros Neger! Tja, der wird wissen warum!“ Und kopfschüttelnd fügte sie hinzu: „Und sie auch...“

„Wer war das?“, fragte Karlheinz, als Daniela außer Sichtweite war.

„Wer war das?“, wiederholte Babsi. „Dat war die Daniela, die Freundin vom Franz, die jetzt alles erbt. Die war dat! Hoffentlich quatscht die nidd blöd erum!“

„Ach die kriegt das ganze Geld“, murmelte Karlheinz nachdenklich.

„Lass Dir bloß keine Schwachheiten einphallen, sonst bisse dran, dat sach ich Dir“, knurrte Babsi wütend, die den Grund für Nachdenklichkeit zu ahnen meinte.

„So ein Quatsch, Du spinnst doch“, protestierte Karlheinz. „Du glaubst doch nicht allen Ernstes, ich wollte mit der was anfangen. Ich bin ziemlich ausgelastet, wie Du wissen solltest!“

„Geld macht sinnlich“, erwiderte Babsi trocken.

„Was soll das? Doro hat genug Kohle.“

„Naja, so super läuft die Praxis auch nicht mehr, hab’ ich gehört. Und Du muss aufpassen, dat Doro nix merkt, hasse verstanden? Sonst stehse ziemlich im Regen, mein Freund!“

„Is mir wurscht“, meinte Karlheinz trocken. „Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie!“

„Wat soll dat denn heißen?“, fragte Babsi verblüfft.

„Ach, is nur so’n Spruch von Goethe. Kann man vorwärts und rückwärts lesen – und heißt immer dasselbe. Hab’ ich nur gesagt von wegen im Regen stehen, und Neger bin ich ja auch!“

„Also, ich find’ dat jetzt hier nicht zum Witze machen“, empörte sich Babsi. „Wenn die blöde rumquatscht, haben wir ganz schön Erklärungsnotstand.“

„Ich kann ja mal mit der reden“, schlug Karlheinz vor.

„Fängse schon wieder an? Da bleibt Dir der Schnabel oder wat auch immer sauber, mein Lieber.“

„Aber warum sollte die auch was erzählen. Was weiß die denn? Nur, weil die uns zusammen gesehen hat? Na und?“

Aber Babsi sah das anders: „Ja, glaubse denn, die is blöd?“, sagte sie wütend. „Dat hat die im Urin, dat sach ich Dir. Dat riecht die doch von weitem, wie ich die kenne. Un wenn die der Doro eins auswischen kann, wat meinze, wat die für ’nen Spaß hat.“

IX.

Babsi behielt Recht. Zunächst hatte Daniela zwar Gewissensbisse, den jungen Leuten einfach den Spaß zu verderben, dann aber konnte sie doch ihren Mitteilungsdrang nicht im Zaum halten. Nicht, dass sie von dem beobachteten Vorfall erzählt hätte. Nein, sie beließ es bei geschickt dislozierten Andeutungen, die sie unter demonstrative, lebhaftete Anteilnahme mischte.

„Ja, da freu ich mich doch“, erklärte sie etwa beim Kegelabend der Damengruppe, „dass die Doro in ihrem Alter noch mal jemanden

gefunden hat. Is ja gar nich so einfach heutzutage. Und die Familie scheint ja auch ganz begeistert, auch die Babsi.“

„Wie kommse jetzt dadrauf?“, fragte Hanna Volticke erstaunt.

„Ja, eigentlich nur so.“, gab Daniela sich unschuldig. „Schließlich wird dä dann ja wohl mal ihr Schwiegervater, sozusagen, obwohl vom Alter her könnt’ er ja eher der Bruder oder wat auch immer sein!“

Hanna Voltickes Interesse war geweckt: „Wie meinze dat mit ‚Wat auch immer!‘“

„Ach, isch meijn jarnix, nur so. So vum Alter her is et ja schon wat komisch, wenn der dä Schwiegervater vun der Babsi werden würde“, redete sich Daniela heraus.

Die Bedienung mit dem Kölschkränzchen unterbrach das Gespräch, das aber auch keiner Vertiefung bedurfte, jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt, denn Daniela hatte bereits erreicht, was sie erreichen wollte. Sie hatte Überlegungen über ein nicht näher spezifiziertes Verhältnis von Babsi und Karlheinz in Umlauf gebracht, da konnte sie sich völlig sicher sein.

„Saachemal, has Du eijetlich jehört, dat die Babsi wat mit dem Nejer vun der Doro hat“, fragte Hanna Volticke noch am selben Abend ihren Mann.

„Wie kommse jetzt dadrauf?“, meinte der nur irritiert. „Die jeht doch mit dem Härry!“

„Dat heiẞ doch nix!“, stellte Hanna fest. „Isch hab’ sowat jehört!“

„Vun wem?“, wollte Rudi wissen.

„Vun där Daniela.“

„Ach, die will doch bloẞ der Doro eins auswischen. Alter Tratsch!. Brauchse doch nix vun ze jlauben“, meinte Rudi nur.

„Dat saacht die doch nidd nur so. Wo Rauch is, is auch Feuer. Die weiẞ wat, dat kannze mir jlauben.“

„Hör auf, sonnen Quatsch ze verzellen, do brengs am End’ noch die Babsi in Schwieirischkeiten mit dingem Blödsinn!“

„Is ja schon jut! Isch wollt ja nur wissen, ob Du auch wat jehört has. So! Jetz jeh isch en de Heija, dr Damenabend war anstrengend. Kommse mit?“

Aber Volticke wusste, was ihm blühen konnte, wenn seine Frau nach einem „anstrengenden Damenabend“ leicht beschickert nach Hause kam und dann in diesem Tonfall fragte: „Jeh ma schon, isch komm später, isch jeh noch draußen eine rauchen“, sagte er.

Aber es gab kein Entrinnen: „Rauchen kannse auch nachher“, meinte seine Frau und zog ihn nach oben, denn der Gedanke an das, was sich möglicherweise zwischen Karlheinz und Babsi abspielte, hatte sie beträchtlich inspiriert.

Ihr Erkenntnisinteresse kam auch am nächsten Tag nicht zur Ruhe. Sorgsam zog sie Erkundigungen bei Freundinnen und Bekannten ein, und wenngleich die meisten Daniela Bach nicht gerade für eine glaubwürdige Quelle hielten, so begannen die informierten Kreise im Dorf doch bald zu munkeln, bahnten sich die Spekulationen ihren Weg. So wie Daniela Bach dies beabsichtigt hatte.

Dann endlich kam jener Moment, in dem die Gerüchte bis in den Schwedenweg Nr. 9 vordrangen, womit sie zum Allgemeingut wurden.

Alessa Pfeifer war wie vom Schlag getroffen, als eine wohlmeinende Freundin sie über das sündige Treiben von Babsi und Karlheinz informierte, eine Geschichte, die im Verlaufe ihrer Weiterverbreitung natürlich phantasievoll ausgeschmückt worden war, z.B. hinsichtlich der Häufigkeit, der Art und Weise, der Örtlichkeiten etc.

Man hatte Alessa selten sprachlos erlebt. In diesem Moment aber war sie es. Sie schnappte nach Luft. „Das kann doch nicht wahr sein“, meinte sie. „Das jibbet doch nich’!“, bevor sie nach Einzelheiten fragte, die nun natürlich vertieft erörtert wurden. Alessas Abscheu kannte keine Grenzen. So etwas gehörte sich ja nun wirklich nicht.

„Saachemal, und die Doro und dä Härry wissen vun alledem wirklich nix?“, fragte sie irritiert. Andererseits war sie sich sicher, dass die

Nachbarin ihr einen solchen Verdacht niemals verheimlicht hätte. Auf jeden Fall wollte sie Doro bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit um Aufklärung bitten.

Die Gelegenheit ergab sich unmittelbar, nachdem Doro am späten Nachmittag das Haus betreten hatte. Dass heißt, sie hatte das Haus noch kaum betreten, als bereits das Telefon klingelte.

„Du, ich bin es, Deine Nachbarin“, meldete sich Alessa hektisch. „Entschuldige, dass ich Dich störe, und es geht mich ja eigentlich auch jarnix an, aber ich muss doch mal fraaren, ob das wirklich wahr ist, was ich gehört habe. Ich kann es ja gar nicht glauben!“

„Wat meinze denn? Ich bin gerade erst zur Tür rein.“, sagte Doro, offensichtlich nichts Böses ahnend.

„Stimmt das mit der Babsi und dem Karlheinz? Also ich kann es gar nicht glauben. Also nicht dass Du mich jetzt für unverschämt hält, aber ich dachte, ich fraare einfach mal...“ sprudelte es aus Alessa heraus.

„Wat is mit Babsi und Karlheinz?“ fragte Doro perplex.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, die neu gewonnenen Erkenntnisse zum Besten zu geben. „Ja, has Du dat noch nich gehört, dat die en Verhältnis miteinander haben sollen?“, fragte Alessa ganz erstaunt, so als ob sie es für die selbstverständlichste Sache der Welt hielt, dass Doro über die Angelegenheit informiert sein müsste.

„So ein Quatsch. Wer hat Dir denn den Unsinn erzählt!“ meinte Doro. „Dat würden die sich doch nie trauen, und dat hätt ich auch jemerkt! Wer erzählt sowat?“

„Also, ich hab’ et vunnener Freundin, der et ne Kollegin bei der Sparkasse erzählt hat. Wo die et her hat, weiß isch nidd. Et heiẞ, die träfen sich immer in enner Wohnung in Wallwasser, wo die Vera, die Freundin vun der Babsi, wohnt, un immer montags, wenn die Babsi ihren freien Tach hat, jinge et da zur Sache“, wusste Alessa nun zu berichten.

„Also, dat kann isch mir jarnidd vorstellen“, entgegnete Doro verwundert.

„Ja, wie jesaacht, et jeht misch ja eijentlich jarnix an un isch wollt ja blosemal fraaren!“

„Ja, jut“, sagte Doro jetzt nachdenklich, „mach et jut, Alessa, bis dann mal. Tschöö!“

Sie legte den Hörer auf, griff nach ihrer Zigarettenschachtel. Jetzt musste erst einmal ein Cognac her. Karlheinz war nicht im Haus. Den konnte sie nicht befragen. Härry! Wo war der? Sie griff zum Telefon. Ihr Sohn fiel aus allen Wolken, als sie ihn über die Gerüchte informierte, die offensichtlich in Grönroda in Umlauf waren.

„Dat is doch kompletter Quatsch“, meinte Härry wütend. „Die Babsi hat doch mich. Warum soll die sich da mit jemand anderem einlassen. Und ausgerechnet mit dem Karlheinz. Blödsinn!“

„Ja, et is aber so! Jedenfalls wird et erzählt!“

„Erzählt wird viel! Die Leute sind doch bescheuert. Man muss nidd alles jlauben.“

„Dat saachs Du! Aber weiße dat wirklich! Also, ich würd’ die Babsi mal fraaren. Und dat isch mir den Karlheinz vorknüpfe, dat jlaubse doch wohl!“

Härry glaubte es und er wollte nicht in Karlheinz’ Haut stecken, egal, was an der Sache auch dran war.

Das hochnotpeinliche Verhör mit Babsi nahm einen anderen Verlauf, als Härry ihn sich vorgestellt hatte. Babsi war noch nicht ganz zur Türe herein, als sie ihn schon mit einer Ankündigung überfiel. „Du, Härry, ich muss Dir was Wichtiges sagen!“, sagte sie.

„Wat Wichtiges?“, wiederholte Härry überrascht. „Wat denn?“

„Ja, Härry, ich weiß nich genau, wie ich et saaren soll, aber Du wirs’ Vater“, verriet Babsi mit den holdseeligen Lächeln der schwangeren Frau.

Diese Eröffnung hatte einen überwältigenden Effekt. Härry war platt.

„Wie Vater“, sagte er völlig verwirrt. „Wie soll dat denn gehen?“

Babsi zog die Schultern hoch. „Wat weiß ich, Du siehs et ja. Jedenfalls bin ich schwanger. Saacht Frau Dr. Bollmann.“

„Ja, un Du bis sischer, dat dat vun mir is?“

Härrys Frage traf Babsi ins Herz. „Du bist gemein“, weinte sie. „Vun wem soll et denn sons sein? Boris Becker?“

Härry tat seine Frage leid, kaum dass die ersten Tränen geflossen waren.

„So hab ich et doch nidd jemeint“, sagte er tröstend. „Außerdem steht Boris Becker nidd auf so blonde Frauen...“

„Sei jetzt nich blöd!“, wies Babsi ihn zurecht. „Schließlich haben wir bald die Verantwortung für ein Kind!“

Eine Konsequenz, die Härry schlagartig klar wurde: „Ja, willse dat wirklich kriegen? Isch meijn, Du bis doch noch inner Lehre...“, fragte er ein wenig ungläubig.

„Ja, soll ich et abtreiben?“, erwiderte Babsi entsetzt. „Du spinns’ wohl! Ers’ Kinder machen un sich dann drücken wollen. Mit mir nidd!“

Und wieder flossen Tränen. Härry war mit der Situation vollkommen überfordert. Eigentlich hatte er doch Babsi nach den Gerüchten über sie und Karlheinz befragen wollen. Aber Babsi bekannte sich doch eindeutig zu ihm und seinem Kind. Genau genommen hatte er nie einen Zweifel daran gehabt. Sich einem Neger an den Hals zu werfen, wo sie ihn haben konnte. Wer bloß auf so eine Idee gekommen war! Er musste lachen. Die Leute waren doch so bescheuert.

„Wir müssen et der Doro saaren“, sagte Härry. „Die wird’ Augen machen. Weiße wat die mir erzählt hat? Du hättes wat mit dem Karlheinz, ehrlich! Hat die mir erzählt. Ich hab’ et natürlich nich jeglaubt“, fügte er im Brustton der Überzeugung hinzu.

Babsi war empört! „Wer erzählt denn solche Gemeinheiten. Dat war bestimmt die Daniela!“

„Wie kommse auf die Daniela? Ich jlaub, die Mama hatte et vun der Alessa!“

„Typisch, kann ich da nur saaren! Die is doch den janzen Tach nur am Traatschen!“

„Da hasse Recht. Un die Daniela, dat die der Mama noch eins auswischen wollte, dat kann schon sein.“

„Ja klar war die dat, wer soll et denn sons jewesen sein“, insistierte Babsi.

Vor allem das letzte Argument überzeugte Härry und – wie gesagt – die Absurdität des Gedankens überhaupt, dass Babsi das Abenteuer mit einem mittellosen Neger einem Dasein an seiner Seite vorziehen könnte. Babsi hatte die Wandlung in seiner Stimmung sorgsam aufgenommen.

„Also mit dem Kind“, begann sie vorsichtig, „da kann ich jetzt nich mehr den ganzen Tag im Salon stehen.“

„Nä, dat jeht natürlich auf keinen Fall“, bestätigte Härry. „Aber Deine Mutter wird ganz schön sauer sein, wenn jetzt auch noch die Lehre abbrichs’...“

„Die weiß et noch jarnidd! Isch wollte et Dir ja als erstem saaren!“

„Ja, aber dat müssen wer natürlich!“

„Ja, und dann sollten wer natürlich auch heiraten, denn dat Kind sollte ja nidd unehelich sein.“, eröffnete sie ein heikles Thema. „Dat meinze doch sicher auch“, fügte sie mehr feststellend als fragend hinzu.

„Auf jeden Fall“, bestätigte Härry – obwohl er von dem Erfordernis keineswegs hundertprozentig überzeugt war. „Wann is et denn eijentlich so weit?“

„Ich bin jetzt im dritten Monat un der Termin is im Mai. Der 10. Mai.“

„Dann hammer ja noch wat Zeit“, meinte Härry erleichtert, hatte aber wohl nicht mit Babsis Vorsatz gerechnet, jetzt Nägel mit Köpfen zu machen.

„Wat heißt hier ‚Zeit‘?“, fragte sie energisch. „Glaubse ich will da hochschwanger mit ennem dicken Bauch vorm Altar stehen? Wie soll dat denn aussehen? Wat sollen da die Leute denken?“

Das hatte Härry wohl nicht bedacht. „Ja jut“, sagte er beschwichtigend, „dann heiraten wer eben früher. Mal sehen, wat die Mama meint!“

Behutsam legte er den Arm um seine junge Frau. „Merkt man denn schon wat?“, fragte er. „Es wird bestimmt ein Junge“, sagte sie zärtlich.

X.

Nicht nur die Aussichten auf die bevorstehende Verehelichung und den Nachwuchs sorgten für gute Stimmung im Hause Möller und ließen die bösen Gerüchte vergessen, die kurze Zeit für Unruhe im Kreis der Familie gesorgt hatten.

Auch die Erbschaftsangelegenheit nahm eine positive Wende. Das Testament des Franz Möller, so befand das angerufene Gericht, sei sittenwidrig. Die überaus großzügigen Zuwendungen an Daniela Bach seien als „Entgelt für die Gewährung des Beischlafes“ zu werten. Franz Möllers Verfügungen seien somit nichtig – auch wenn drei Ärzte ihm seinen Geisteszustand attestiert hätten.

Diese Entwicklung ließ nun völlig neue Dispositionen zu. Natürlich durfte Karlheinz die goldene Rolex mit den Brillanten behalten. Der künftige Ehemann und Vater hatte großzügig verzichtet. Das waren jetzt Kleinigkeiten. Aber es stellte sich die Frage, was tun mit dem ganzen Geld, wo investieren.

Pläne, nach Mallorca auszuwandern, wurden schnell verworfen. Schließlich war man doch zu sehr mit dem Dorf, seiner Umgebung und seinem sozialen Gefüge verbunden. Nein, man wollte schon dem Standort treu bleiben.

Es ist bis heute ungeklärt, wer die Idee aufbrachte. Aber irgendwer erinnerte daran, dass doch im Stadtteil Grünberg das Restaurant „Zur Deutschen Eiche“ zum Verkauf stünde. Und die Idee wurde zum zündenden Gedanken. Eine Kneipe, das wär’s doch. Aber man war

sich einig: Etwas Besonderes müsse es sein, anders als die anderen Kneipen im Ort, einfach einmalig.

„Das Haus war doch früher auch Hotel, wenn wir das wiederbeleben würden. Mit Niveau – sowat haben wir hier nich. Du kanns doch hier im Ort niemanden irgendwo vernünftich im Hotel unterbringen“, meinte HARRY, als wieder einmal im Familienkreis das Thema durchdekliniert wurde.

„Die Idee is nicht schlecht“, überlegte Doro. „Ich mein, dat war ja mal so eine fürchterliche Absteige, aber wenn man da en bisken Geld reinsteckt, vier oder fünf Zimmer, sauber und mit Komfort, dat könnte klappen. ‚Das Landhotel‘ – wär ja ne Supersache.“

Dann entwickelte HARRY einen folgenschweren Gedanken: „Also, ich denk“, sagte er, „wir müssten da auch so den besonderen Service bieten. Ich stell’ mir vor, wenn wir dat machen, sind ja die meisten Kunden, die da so kommen, keine Leute, die die Sommerferien im Bergischen verbringen wollen, sondern so Vertreter oder sowat. Un vum Papa wissen wir doch, dat die natürlich auch keine Lust haben, ihre Abende so allein zu verbringen. Wenn wir jetzt soon paar nette Mädels anstellen, aus Polen oder Thailand oder wo immer herkommen, sauber natürlich, die für unsere Gäste übber Nacht da sind mit allem, wat dazugehört, dat jibbet hier in der Gegend sons nich!“

Die Geschäftsidee war geboren: Das Landhotel quasi mit Familienanschluss.

Anfängliche Bedenken seiner Mutter hatte HARRY mit der ihm eigenen Redegabe schnell ausgeräumt. Schließlich schaffe man Arbeitsplätze und das sei es, was in der heutigen Zeit zähle. Deswegen könne man sich auch der Unterstützung von Verwaltung und Politik sicher sein. Zugleich werde ein Schandfleck im Ortsbild beseitigt und die Gemeinde um eine Attraktion reicher.

Tatsächlich war die Verwaltung schnell von dem Projekt überzeugt, wobei sich die langjährige Beziehungspflege in den einschlägigen Vereinen, besonders der Großen Karnevalsgesellschaft von Grönroda, als außerordentlich hilfreich erwies. Moralische Bedenken erwiesen sich als nicht stichhaltig. „Wenn wir dat nich hier machen, macht et jemand anders anderswo – und dann haben die die Gewerbesteuer“,

legte Härry lässig dar. „Und noch eins: Wir können unser Geld auch woanders investieren!“

Das wollte natürlich keiner, schon gar nicht Bürgermeister Peter Prott, dem zudem die Verbesserung des Ortsbildes ein wichtiges Anliegen war. Die Umbauarbeiten kamen schnell voran, auch wenn es mit einigem Aufwand verbunden war, den heruntergekommenen Kasten aufzupolieren. Aber das Ergebnis konnte sich sehen lassen. Ein Schmuckstück hatte man in knapp einem halben Jahr geschaffen.

In diese Zeit fiel auch die standesamtliche Trauung von Babsi und Härry, die ohne viel Aufhebens absolviert wurde. Die kirchliche Hochzeit sollte später stattfinden, wenn das Ereignis standesgemäß in den neuen, repräsentativen Räumlichkeiten gefeiert werden konnte. Und während man schon mitten in den Vorbereitungen für die feierliche Einweihung des Landhotels „Zur Deutschen Eiche“ steckte, kam die Zeit, da Babsi gebären sollte.

Die ersten Wehen machten sich gegen 4 Uhr morgens bemerkbar. Babsi schüttelte Härry. „Härry, ich jlaub et is soweit“, sagte sie. Noch reichlich schlaftrunken brachte er seine Frau in das Johanniter – Krankenhaus in der nahe gelegenen Kreisstadt, dessen gynäkologische Abteilung weit über die Grenzen des Versorgungsgebietes hinaus bekannt war.

„Keine Panik, junge Frau“, meinte die Hebamme, die Babsi an den Wehenschreiber anschloss. „Ein Weilchen wird es schon noch dauern.“

Babsi hatte an den Einführungskursen in der Klinik teilgenommen und fühlte sich bestens vorbereitet. Einige Male war auch Härry mitgegangen, der sich vorgenommen hatte, seiner künftigen Rolle von Anfang an gerecht zu werden. Dazu gehörte natürlich auch, bei der Geburt dabei zu sein, so wie das heutzutage ja üblich war. Und das Gemeinschaftserlebnis Geburt, so sagte man, würde ja nicht unwesentlich den Familienzusammenhalt fördern.

Gegen 8 Uhr drängte es dann den künftigen Erdenbürger ans Tageslicht. Routiniert begleitete der Chefarzt, Professor Dr. Hartmut Säger, die Geburt, und mit seiner Gelassenheit vermittelte er der jungen Frau ein Gefühl vollkommener Sicherheit. Dann hörte Babsi den ersten Schrei des kleinen Paul John Möller.

Härry hatte an der Seite seiner Frau, ihre Hand fest haltend, die Geburt des Stammhalters verfolgt. Auf das Durchschneiden der Nabelschnur hatte er aber liebend gern verzichtet. Schön war es ja nicht, dachte er sich, dieses blutverschmierte Bündel, das die Hebamme nun fort trug, um es einer ersten Reinigung zu unterziehen, es zu messen und zu wiegen.

Dann kam sie zurück und legte es der erschöpften Mutter in den Arm. Härry traute seinen Augen nicht. Das Kind hatte kakaofarbene Haut. Verwirrt nahm er die Glückwünsche des Arztes und der Hebamme entgegen. Dann sackte er in sich zusammen.

„Na, Sie sind mir aber einer“, hörte er die Hebamme sagen, als er wieder zu sich kam. „Aber machen Sie sich nichts draus. Das passiert vielen Männern. So eine Geburt, da sind Männer einfach überfordert. Zum Glück müsst ihr nicht die Kinder kriegen!“

Härry dachte: „Die spinnt! Haben die denn gar nichts gemerkt?“ „Wo ist meine Frau?“, fragte er.

„Die haben wir schon auf die Neugeborenen – Station gebracht. Da können Sie sie auch gleich besuchen. Aber bleiben Sie jetzt nicht zu lange, kommen Sie lieber heute Nachmittag noch einmal. Ich denke, Ihre Frau will jetzt auch erst einmal schlafen!“

Härry sagte alle erforderliche Rücksichtnahme, deren er fähig war, zu. Dann ließ er sich, noch ein wenig wackelig auf den Füßen, zum Zimmer führen, das seine Frau mit einer anderen Wöchnerin teilte. Babsi hielt den kleinen Paul John im Arm. „Ist er nicht schön?“, fragte sie. „Ja“, stöhnte er resigniert, „sehr schön.“ Er war im dämmrigen Licht des Kreissaales keiner optischen Täuschung erlegen.

XI.

Doro war sich der Sache sicher. „Dat is sischer enne Pigmentstörung, Härry“, sagte sie, als der ihr den dunklen Teint seines Sohnes beschrieb. „Sowat jibbet. Die Babsi hat ja auch viele Sommersprossen und dä Kleine hat dat jetz flächendeckend am janzen Körper. Da solltesse den Professor mal fraaren.“

„Pigmentstörung“, wiederholte Härry, „Pigmentstörung! Dat muss aber schon enne ordentliche Pigmentstörung sein, so braun wie dä is.“

„Dat sach isch doch“, entgegnete Doro. „Wenn die Babsi überall so braun wäre, wie ihre Sommersprossen, wär’ die auch ganz braun, dunkelbraun sojar. Und dä hat dat eben am ganzen Körper. Dat is selten, kommt aber vor. Dat hab’ isch schon oft von jehört. Man jlaubt ja jarnidd, wat et all jibt.“ Auch Karlheinz unterstrich vehement, wie oft er selbst auf seiner entlegenen Farm in Deutsch-Südwest von solchen Kasuistiken gehört habe.

„Nä, dat jlaubt man wirklich nidd“, bestätigte Harry. „Die Babsi un isch kriejen en Schokobaby. Mit Pigmentstörung. Vielleicht is dat ja jetz schon en Fall für die Wissenschaft. Da wären wir mit einem Schlaach berühmt!“ Und Härry dämmerte, dass sein Sohn einmalig sein musste. Gut, dies hatte er gewissermaßen ohnehin schon vermutet. Nichts anderes wollte er mit der Kombination der Vornamen der musikalischen Genies Paul McCartney und John Lennon ja ausgedrückt haben. Und nun auch noch dies: Eine Pigmentstörung, wie sie in der medizinischen Wissenschaft nur selten beschrieben wurde. Er begann, seinen Sohn mit anderen Augen zu sehen. Solche einmaligen Anlagen könnte der unmöglich von einem Anderen geerbt haben.

Die Erklärungsmuster, die Doro und Härry für den dunklen Teint des Jungen bereithielten, überzeugten aber längst nicht alle, die in den folgenden Tagen das Kind zu sehen bekamen oder die Bilder, die Härry und Doro stolz herumzeigten. Einige Skeptiker wollten auch nicht so recht glauben, dass „der Professor“ Doros Theorie von der Pigmentstörung bestätigt habe.

„Dat hat die falsch verstanden. Wahrscheinlich hat dä gesaacht, ‚Da war ein Pygmäe am Werk‘“, spottete Rudi Volticke. Auch andere äußerten den Verdacht, das Kind müsse einen anderen Vater als Härry haben, ließen sich aber rücksichtsvollerweise gegenüber den Familienmitgliedern nichts anmerken, im Gegenteil, sie wussten sogar noch Doros Deutungen hilfreich zu untermauern. „Also, meine Oma hat auch mal enne Katze gehabt“, berichtete Alessa Pfeifer, „die hatte mehrere verschiedenfarbige Junge, eines ganz gelb-orange, obwohl die Katze selbst schwarz war.“

„Siehse“, sagte Doro erleichtert, „genau dat mein ich ja! Und at hat dä Professor ja auch jesaacht.“

„Also wirklichsch“, meinte Alessa ganz gerührt, „ennen hübschen Enkel hasse da! Kann man Disch rischtisch drum beneiden! Und der Name. Also isch find’, der passt so rischtisch, dat sieht man dem an.“

„Ach, isch find’ et ja en bischen übertrieben“, gestand Doro. „Aber die Jungs sind ja auch wirklichsch musikalisch. Dat haben die ja vun ihrem Großvater jeerbt. Un jetzt hofft dä Härry natürlisch, dat dä Paul John auch so wird. Aber dat weiß man ja nidd.“

„Och bestimmt“, sagte Alessa, „hör mal, bei dem musikalischen Vater. Na, isch bin ja emal jespant. Wann kommt die Babsi den nach Haus? Dann muss isch mir den Kleinen mal ankucken.“

„Die soll ruhisch noch en paar Tage bleiben, saacht dä Professor. Da hat se noch en bischen Ruhe die ersten Tage. Isch denk’, dat wer se Ende der Woche widder hier haben“, klärte Doro Alessa auf. Dann verabschiedete man sich.

Hardy hingegen, Alessas Gatte, durfte sich, als er am Spätnachmittag von der Arbeit bei einem großen Versicherungskonzern nach Hause kam, eine durchaus modifizierte Betrachtung der Angelegenheit anhören.

„Hör mal, Du glaubs’ es nich’“, fiel Alessa über ihn her. „So ein richtiges Schokobaby. Und der Härry soll der Vater sein. Pigmentstörung – hätte der Professor gesaacht. Also, da weiß ich doch, wer der Vater is, hör’ mal! Un die Doro scheint dat mit der Pigmentstörung selber zu glauben. Und Paul John heißt der. Dat arme Kind. Hätten die dem nich’ nen vernünftigen Namen geben können. Kannse mir mal sagen, wat die sich dabei denken. Weil die Jungs so musikalisch sind. Also, wenn ich die manchmal singen höre, ich weiß et nidd. Un ich hab’ ja ers’ mal nur en Foto gesehen, ich mein, so als Kinder sind die kleinen Schwatten ja noch richtig drollich oft, aber der wird ja auch mal groß – und dann? Aber Härry hat ihn auch schon als seinen Sohn beim Standesamt angemeldet – Eltern: Heribert Möller und Barbara Möller, geb. Meister. Gut, der musste ja wohl kein Bild dabei vorlegen. Aber Härry muss wohl auch überall erzählen, dat dä vun ihm wär’. Ich versteh’ nur die Babsi nich’. Die muss doch gewusst haben, dat dat Kind nich’ vum Härry is. Se hat ihm aber

erzählt, et wär vun ihm. Die muss doch gewusst haben, dat dat rauskommt, wenn der mal da is, der kleine Paul John. Hätten se besser Louis Armstrong jenannt. Also, ich begreif' es nich'..."

So ging es weiter und weiter, ohne Punkt und Komma. Hardy sagte dazu nichts. Wie sollte er auch.

XII.

Die Aufregungen um die Geburt des kleinen Paul John fielen in die Endphase der Vorbereitungen auf die Eröffnung des Landhotels. Wichtige Fragen waren noch nicht gelöst, obwohl die feierliche Einweihung schon in wenigen Wochen stattfinden sollte. Das Servicepersonal bereitete am meisten Kopfzerbrechen. Vor allem die Besetzung der „Special Service Einheit“.

„Also, ich find'“, meinte Härry, „wir brauchen von allem wat. Vielleicht wat aus Polen oder Rumänien, schlank und en bissen mollig, dann wat Asiatisches.“

„Ja, un wat aus Afrika sollte auch dabei sein“, warf Babsi ein.

„Heij, da könnte ich meine Schwester rüberholen“, schlug Karlheinz vor. „Die sieht toll aus und im Bett ist die super, eine echte Granate.“

„Und die Polinnen können wir gleichzeitig noch vormittags zum Putzen einsetzen“, meinte Doro pragmatisch.

Dann ging es um die Gästeliste. Fest stand, dass zur Einweihung alles kommen müsse, was im Dorf und Umkreis Rang und Namen hatte, zuallererst natürlich der Senat der Großen Karnevalsgesellschaft von Grönroda, Bürgermeister, Stadträte, der örtliche Abgeordnete. Diese Feier müsse alles bisher Dagewesene schlagen.

Einige der vorgesehenen Ehrengäste zierten sich ein wenig, schoben Bedenken wegen der Ehefrau oder gar der Moral vor. Diese Hindernisse konnten aber überwiegend ausgeräumt werden. Etwa durch Zuwendungen an die entsprechende Partei oder den Hinweis, dass die Spezialangebote des Hauses sich ja weniger an die einheimische Bevölkerung richteten als an Gäste. Überdies müsse man ja eben auch an die Vermehrung der Steuereinnahmen denken,

also auch an das Gemeinwohl. So kam es, dass eine stattliche Zahl von weit mehr als 100 Gästen für die Eröffnung des Landhotels „Zur Deutschen Eiche“ zugesagt hatte.

Auch die letzten noch bestehenden bürokratischen Hindernisse konnten mit Hilfe der guten Verbindungen zu den Behörden aus dem Weg geräumt werden. Eine polnische und eine rumänische Kraft hatte das Arbeitsamt vermittelt, für eine Service – Dame aus Vietnam konnte eine Arbeitserlaubnis beschafft werden und Karlheinz' Schwester Auguste, der man allerdings den Künstlernamen Salome gab, reiste mit einem Touristenvisum ein. Gesundheitsamt, TÜV, Feuerwehr, sowie Gewerbe- und Bauaufsicht hatten rechtzeitig ihr „Okay“ gegeben. Es konnte losgehen.

Den rustikalen Stil des Hauses hatte man durch den Umbau nicht verändert, es bei dem dunklen Holzinterieur belassen. Allerdings hatte man Küche und Kühlräume komplett erneuert. Aus den ehemals zehn Zimmern hatte man jetzt sechs Doppelzimmer, selbstverständlich mit Bad und Dusche, gemacht. Das Mobiliar vollständig ausgetauscht. Alles in allem, das Landhotel hatte eine Runderneuerung erfahren, die es zu einem Schmuckstück der Region werden ließ..

Die Eröffnung hatte man unter das Motto „Ein bayerischer Abend“ gestellt, was in erster Linie durch die massive Verwendung weiß-blauer Dekorationselemente deutlich wurde. Es verstand sich von selbst, dass der Abend von den „Flegeln“ musikalisch umrahmt wurde, die in Lederhosen und Trachtenhemden rheinische Stimmungslieder darbieten sollten.

Aber noch war es nicht soweit. Denn vor die Eröffnung des Buffets und den Beginn einer ausgelassenen Feier hatte der Herr die Reden und die Segnung der Geschäftsräume durch den Vertreter der Geistlichkeit gesetzt.

Doro hatte sich auf wenige einführende Worte beschränkt. „Ich freue mich“, hatte sie gesagt, „Euch heute hier begrüßen zu können. Besonders freue ich mich...“ und es folgte die Aufzählung all jener, deren Ego es gut tut, einzeln genannt zu werden. Der Dank an die Handwerker, ein Lob für sie, an die Mitarbeiter durfte nicht fehlen. Natürlich der Dank an alle, die dazu beigetragen würden, den Abend zu einem unvergesslichen Ereignis zu machen, besonders die „Flegel“. „Und isch kann Eusch versprechen“, kündigte Doro an, „Ihr werdet

heute Abend was ganz Besonderes erleben. Die Flegel haben nämlich für unser Hotel ein Motto – Lied geschrieben, das sie heute Abend uraufführen werden. Darauf freu' isch misch und wünsche Euch und uns einen schönen, gelungenen Abend!“

Nun war die Reihe an Bürgermeister Peter Prott, der auserkoren war, stellvertretend für alle anwesenden Vereine, Institutionen und Verbände die Festrede zu halten.

„Liebe Doro, liebe Möllers, meine Damen und Herren“, begann er verhalten. „Es ist mir eine große Ehre, hier heute sprechen zu dürfen. Zunächst aber möchte ich...“ und es folgten – richtig! – die Begrüßung von Hochwürden, und dem Abgeordneten, des Vertreters der Flughafengesellschaft, des Wasserwirtschaftsverbandes und wem auch immer.

Thermidor Knox stieß den Sprecher des Festkomitees Kölner Karneval, Prof. Dr. e.h. Hans – Jürgen Kappes, in die Seite: „Kennen Sie die Geschichte, als drei Abgeordnete des Europäischen Parlaments über Afrika mit dem Flugzeug abstürzen?“ Kappes verneinte. „Die überleben und werden gefangen genommen, haben aber bevor sie gebraten werden sollen noch einen Wunsch frei. Sagt der französische Abgeordnete: ‚Noch einmal schön Essen gehen und mit der Freundin schlafen.‘ Das wird genehmigt. Der deutsche Abgeordnete sagt: ‚Ich möchte noch einmal so eine richtig tolle Rede halten‘. Wird genehmigt. Darauf sagt der englische Abgeordnete: ‚Ich hab' nur einen Wunsch: Erschießt mich, bevor der Deutsche seine Rede hält!‘“

„Jetzt sind Se aber richtig böse, Herr Knox“, meinte Kappes nur schmunzelnd.

Inzwischen war Prott auch wieder zur Sache gekommen: „Doro, wenn ich mir das hier so angucke, dann muss ich sagen: Darauf könnt' ihr stolz sein. Und ich denke, der Franz, den ich ja gut gekannt habe, wäre auch stolz. Ihr habt ein Schmuckstück geschaffen in unserem Dorf. Eine Attraktion für den gesamten Umkreis.

Nicht nur das. Ihr habt den Mut zu Investitionen bewiesen, Investitionen, mit denen auch Arbeitsplätze in unserer Heimat geschaffen werden. Das ist es doch, was uns heute fehlt. Davon brauchen wir noch viel mehr, wenn wir die fünf Millionen Arbeitslose von der Straße holen wollen.

Nicht nur das. In einer Zeit, in der es immer mehr Singles gibt, in der gar manch einer einsam ist, habt ihr ein Zentrum der Begegnung, ja ich muss sagen, der internationalen Begegnung, der menschlichen Zuwendung geschaffen. Denn in einer Zeit, in der sich Ausländerhass breit macht, da ist es wichtig, dass sich die Menschen aus unterschiedlichen Kulturen begegnen. Integration heißt ja auch, dass Menschen aus anderen Ländern bei uns Arbeit finden. Ihr habt Menschen aus verschiedenen Ländern Arbeit gegeben und damit einen Beitrag zur Integration geleistet.

Ihr habt aber auch dafür gesorgt, dass Menschen, die zu uns nach Grönroda kommen, sich hier wohl fühlen können. Das ist gut für unser Dorf. Ich sag' das nicht ohne Hintergedanken, denn ein bisschen Geld bleibt ja auch bei der Gemeinde hängen – und wir sind ja bekanntermaßen auf jeden Pfennig angewiesen. So kann ich denn nur hoffen, dass das Geschäft blüht und viele Gäste den Weg in dieses schöne Haus, in Euer Hotel und Euer Restaurant, finden. Gottes Segen und alles Gute!“

Man kannte den Bürgermeister als talentierten Redner. Aber diesmal hatte er sich wieder selbst übertroffen. In wenigen Worten alles zu sagen, die Probleme der Globalisierung geschickt mit der Verschönerung des Ortsbildes zu verknüpfen – das gelang nicht jedem. Zudem war man ihm dankbar, dass er sich kurz gefasst hatte. Entsprechend heftig fiel der Beifall aus, und als die Segnung der Geschäftsräume vollzogen war, konnte man sich endlich ans Büffet drängen.

Man hatte rustikal und üppig aufgetragen, was die Gäste zu schätzen wussten, die sich nun in kleinen Gruppen wohlwollend zu dem gelungenen Umbau äußerten, mit der Gastgeberin auf ein gutes Gelingen anstießen und zum Teil verstohlen, zum Teil offen interessiert das Special Service Team begutachteten, das heute allerdings mit für den reibungslosen Ablauf der Bewirtung sorgte.

„Wunderbar haben Sie das gemacht“, begeisterte sich Prof. Dr. Hans – Jürgen Kappes, der die Möllers von gemeinsamen karnevalistischen Aktivitäten her kannte.

„Sie müssen et ja wissen, Sie kennen sich ja aus, Herr Professor“, scherzte Doro, was Kappes aber keinesfalls übel nahm.

„Tja, und wat ihre Mädels angeht – da muss ich schon sagen: Alle Achtung!“, fuhr Kappes fort.

„Ja, is für jeden Geschmack wat dabei“, ließ sich jetzt auch Günther Schmitz vernehmen, der ortsansässige Landtagsabgeordnete vernehmen. „Hör mal, Doro“, und mit diesen Worten zog er sie ein wenig zur Seite, „wenn ich Dir ein paar Kunden schicke vom Flughafen oder von der Lärmschutzkommission, kriegen wir aber Rabatt, oder?“

„Günther, dat is doch wohl klar, oder?“, bestätigte Doro. „Un wenn Du mal selbs’ vorbeikommen wills’, krisse och en Freispiel.“ Die Mädels sind ja Gott sei Dank nich’ so pingelig, dachte sie sich.

„Ich komm’ gern drauf zurück“, sagte Schmitz.

Auch andere Honoratioren des Ortes kündigten ihre Besuche an, wenn der offizielle Betrieb mit dem morgigen Tag aufgenommen wäre. Und so steuerte bei munteren Gesprächen, bei Frikadellen, Häppchen, Kartoffelsalat, Käse und reichlich Kölsch der Abend seinem Höhepunkt entgegen – der Uraufführung des Mottoliedes für das Landhotel „Zur Deutschen Eiche“.

Doro höchstselbst kündigte das Ereignis an: „Meine Damen und Herren“, sagte sie, „es ist mir eine große Freude, ihnen das nächste Lied anzukündigen, das die Flegel extra für den heutigen Abend geschrieben haben. Sie hatten ja schon mit dem Lied ‚Du sulls minge Engel sing’ einen Riesenerfolg beim WDR. Jetz’ singen sie das Lied ‚In dem kleinen Hotel’. Die Flegel!“

Routiniert übernahm Härry das Wort. „Tja, meine Damen und Herren“, begann er. „Wir haben uns gedacht, für diesen Abend muss es ein ganz besonderes Lied sein. Und wir haben überlegt, was ist denn das Besondere an diesem Hotel, und so ist dieses Lied eingefallen. Den Refrain können Sie alle mitsingen. Wir stimmen den Refrain mal an – und dann singen alle mit. Auf geht’s.“

Die Musik setzte ein und im Stile des rheinischen Frohsinns erklang das Lied vom „Kleinen Hotel“:

II: Ja, dann kommse ganz schnell
In dat kleine Hotel
Und der Traum vum Spaß ze zweijt wird endlich Wirklichkeit!
Ja, dann kommse ganz schnell
In dat kleine Hotel,
Denn wir halten hier für Disch so allerhand bereit! :II

Is Zehaus mal widder nur Migräne angejsaacht,
Wo der Samenstau Disch doch jerad' so schrecklich plaacht

II: Ja, dann kommse halt schnell
In dat kleine Hotel
Und der Traum vum Spaß ze zweijt wird endlich Wirklichkeit!
Ja, dann kommse halt schnell
In dat kleine Hotel,
Denn wir halten hier für Disch so allerhand bereit! :II

Schickt die Firma Disch mal wieder übers weite Land,
Und des Abends herrscht natürlisch Sexualnotstand:

II: Ja, dann kommse ganz schnell
In dat kleine Hotel
Und der Traum vum Spaß ze zweijt wird endlich Wirklichkeit!
Ja, dann kommse ganz schnell
In dat kleine Hotel,
Denn wir halten hier für Disch so allerhand bereit! :II

Die Masse johlte, kaum dass die letzten Töne verklungen waren.
„Super, Bravo“, die Begeisterung kannte keine Grenzen. Bis früh in
die Morgenstunden hörte man die Gäste immer wieder den
eingängigen Refrain singen und ihrer Kreativität war es zu verdanken,
dass das Mottolied schon bald um einige Textvarianten reicher war.

Ende des zweiten Teils